

DANIELA WANDER

DER  
KAUFMANN  
UND DIE  
UNBEUGSAME

EIN HISTORISCHER KRIMINALROMAN  
AUS DEM HERZOGTUM JÜLICH-CLEVE-BERG

emons:

## **Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH  
Alle Rechte vorbehalten  
Umschlaggestaltung: Nina Schäfer  
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln  
Lektorat: Dr. Marion Heister  
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck  
Printed in Germany 2018  
ISBN 978-3-7408-0321-6  
Historischer Kriminalroman  
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie  
regelmäßig über Neues von emons:  
Kostenlos bestellen unter  
[www.emons-verlag.de](http://www.emons-verlag.de)

Dieser Roman wurde vermittelt durch  
The Berlin Agency, Dr. Frauke Jung-Lindemann.

Für Clara Luise.  
Sie weiß schon, warum ...

## PROLOG

Er hatte nicht gewusst, dass Blut so langsam floss.

Langsam floss und doch nicht versickerte. Blut war dick. Es rann aus seinem Körper in einem steten Fluss und sammelte sich warm auf seinem Lager.

In der Lache zu liegen war gar nicht unangenehm. Bis auf den Geruch, er war metallisch wie beim Kaminrost in der Küche. Ein bisschen süß.

Er schob seine Zungenspitze vor, um einen Tropfen zu kosten. Süß *schmecken* tat es nicht, trotz des Geruchs. Es verursachte nur ein schlechtes Gefühl im Mund.

Draußen sang ein Zilpzalp sein monotones Lied. Bald würde die Sonne aufgehen, durch die Ritzen zwischen den Holzbrettern, aus denen der Schuppen gezimmert war, drang bereits fahles Licht. Das erste Licht des Tages. Welchen Tages, hätte er nicht zu sagen gewusst. Er konnte sich so schlecht konzentrieren.

Er befahl seinem Arm, sich zu heben, um das Blut aus den Augen zu wischen. Nicht, dass viel dort hineintropfte, aber es war genug, um ihn zu stören.

Der Arm bewegte sich nicht.

Der andere auch nicht.

Richtig. Für einen kurzen Moment hatte er vergessen, dass sie gebrochen waren. Gebrochen worden waren. Es tat gar nicht weh, er konnte sie nur nicht bewegen.

Schritte. Da waren Schritte. Eilige Schritte.

Keuchen.

Stille, die sich ausbreitete.

Dann ein vertrautes Gesicht. Eine Stimme voller Schmerz.

»Ich bringe dich hier weg.«

Hände. Breite Hände mit kurzen Fingern, grob und kräftig. Vertraut.

Dann war da gar nichts mehr.

## 1. KAPITEL

Wenn es zu schlimm wurde, flüchtete Jolanda ins Damenstift nach Gerresheim. In der letzten Zeit kam das öfter vor.

Die Kanonissen lebten nur einen gemächlichen halbstündigen Weg von Düsseldorf entfernt. Wann immer sie wollte, konnte sie sich die Zeit nehmen, dorthin zu reiten, sie hatte kaum Aufgaben im Schloss. Solange Herzog Wilhelm noch allein und nicht verheiratet war, gab es für seine Hofdamen wenig zu tun.

Das Kloster war dem heiligen Hippolytus geweiht, aber natürlich gab es in der Stiftskirche auch eine Muttergottes. Es gab immer eine Muttergottes. Hier war sie klein und ein bisschen unscheinbar, aber Jolanda war sicher, darauf kam es nicht an. Die Mutter des Herrn Jesus Christ hatte viel bewirkt. Sie hatte den Retter der Welt geboren.

Es war nicht undenkbar, dass sie auch zur Rettung des schlichten Erdenkinds Jolanda von Auerbroich eilen würde.

Mit Herzensdingen kannte Maria sich aus. Jolanda nicht so sehr. Sie wusste nur eines ganz gewiss: Sie wollte Walther von Doncerbosch nicht heiraten. Ihr Herz anderweitig verschenkt hatte sie allerdings nicht, an niemanden. Noch nie. Sie wollte es auch gern behalten.

Sie *würde* es behalten. Nur weil ihr Vater es für richtig befand, ihre Hand in Doncerboschs zu legen, musste sie ihn ja nicht lieben. Weder den einen noch den anderen. Männer dachten stets, sie wüssten am besten, was gut für Frauen war, insbesondere für ihre Töchter. Jolanda war sich da nicht so sicher. Sie und ihr Vater kamen nicht besonders gut miteinander aus, standen sich nicht nahe, hatten es noch nie getan. Hermann von Auerbroich wusste nicht viel mit ihr anzufangen. Seine Frau war zu früh gestorben, um für einen Stammhalter zu sorgen, sie hatte ihm nur Jolanda geschenkt. Das nahm er übel. Seiner verstorbenen Gattin ebenso wie seiner Tochter.

So gesehen blieb alles beim Alten, wenn sie Doncerbosch

heiratete. Der schien sich aus Frauen im Allgemeinen und ihr im Besonderen auch nicht viel zu machen.

Es war schwer, sich vorzustellen, das Leben, die Zukunft mit einem Menschen zu teilen, den sie nicht gut kannte. Das Wenige, was sie über ihn wusste, war nicht sehr angenehm. Doncerbosch trat auf als ein herrischer Mann von großem Selbstbewusstsein und geringem Humor, ein Mensch, in dessen Zentrum er selbst ruhte und der es nicht gewohnt war, sich auf andere einzustellen. Kaum anzunehmen, dass er sich seiner Gemahlin gegenüber umgänglich verhalten würde. Womöglich nicht einmal höflich.

Die Muttergottes, geschnitzt aus grobporigem Lindenholz, fristete ihr Dasein ein bisschen verhuscht und nahezu unbeachtet in einem dämmrigen Winkel. Hilf mir, dachte Jolanda. Ich brauche deinen Beistand. Unbedingt. Sie hatte damit aufgehört, konkrete Wünsche in Worte zu fassen. Die Muttergottes ahnte bestimmt auch so, was sie meinte.

Doncerbosch sollte von seinem Eheversprechen zurücktreten. Ganz einfach. Nicht mehr und nicht weniger. Der damit verbundene Gesichtsverlust war Jolanda egal.

Das Problem war nur, dass er ihrem Vater nicht egal war. Außerdem hielt er Doncerbosch für eine passende Partie. Der Mann war ein hochrangiger Diplomat, rückte beharrlich und eifrig immer näher an Herzog Wilhelm heran, und es war nur eine Frage der Zeit, bis er wirklich bedeutend wurde. Die nun anstehende herzogliche Hochzeit ging auf eine Anregung von ihm zurück. Gut, andere hatten verhandelt, erst im Stillen, dann immer öffentlicher, die Organisation lag ebenfalls nicht in seinen Händen – doch die Idee war die seine gewesen. Walther von Doncerbosch hatte die Saat gestreut, und sie war aufgegangen.

Doncerbosch hatte den Einfluss und Hermann von Auerbroich das Geld.

Jolanda seufzte still. Töchter hatten zu gehorchen. Vielleicht war das gut so. *Vielleicht* hatten Väter tatsächlich mehr Einblick in Dinge, die ihre Kinder nicht durchschauen konnten. Es war dumm, sich gegen die Heirat zu sperren. Sympathie war nicht alles. Sympathie konnte wachsen.

Oder auch nicht. Walther von Doncerbosch hatte stechende Augen, die keine Gnade kannten.

Ich gebe nicht auf, dachte Jolanda. Es wird eine Lösung geben. Ich muss sie nur finden.

Rasch, aber gewissenhaft betete sie drei Ave Maria, um der Muttergottes die Aufmerksamkeit zu schenken, die ihr gebührte. Dann erhob sie sich ein wenig ungelenkt vom eisigen Steinboden und verließ das Dämmergrau des Kirchenraumes. Draußen war der Himmel weit und hoch, einen Moment lang blieb sie stehen, sog die frische, klare Luft ein. Der Frühling war eine wunderbare Jahreszeit, alles leuchtete frisch und grün, die Natur strotzte vor Lebenskraft, im klösterlichen Garten blühten die Birnbäume und erfüllten die Luft mit ihrem süßen Duft. Kein Mensch war zu sehen. Irgendwo klopfte ein Specht, und eine Drossel sang ihr liebliches Lied.

Dann zerriss ein gellender Schrei den Frieden.

Der Schrei erstarb, alles wurde ganz still, selbst der Vogelgesang war verklungen. Jolandas Herz klopfte hart und aufgeregt in ihrer Brust, und trotzdem nahm sie den köstlichen Nieselregen wahr. Er fiel sanft und stetig vom steingrauen Aprilhimmel auf die karge Erde und würde das, was er an Samen fand, zum Sprießen bringen. Der Kloostergarten war einmal eine Augenweide gewesen. Obstbäume, blühende Kräuterbeete, akkurat gezogene Linien mit Gemüse, hie und da bunt und verschwenderisch leuchtende Blumen und Sträucher, einfach weil es dem Auge so gefiel. Von der ehemaligen Pracht war nicht mehr viel zu sehen. Im Jahr zuvor hatte eine katastrophale Dürre das Land verheert. Nicht nur am Niederrhein, sondern überall, wie man hörte. Es hieß sogar, mancherorts habe man das Rheinbett trockenen Fußes überqueren können. Die sengende Sonne über Monate hinweg hatte Vieh verdursten, Saatgut verdorren und am Ende Menschen verhungern lassen. Wo keine Saat, da keine Ernte. Nicht, dass am Jülich-Clevisch-Bergischen Hof davon viel zu spüren gewesen war. Doch auch sie hatten unter den Folgen zu leiden gehabt, taten es immer noch. Eine miss-

lungene Ernte in dem einen Jahr hatte ihre Nachwirkungen bis weit ins nächste hinein, manchmal darüber hinaus. Aber Jungherzog Wilhelm, vor zwei Jahren nach dem Tod seines Vaters in Amt und Würden gekommen, hatte nicht darben müssen und damit auch nicht diejenigen, die an seiner Seite lebten. Sie hatten den Gürtel enger geschnallt, das schon, aber wirklicher Mangel quälte sie nicht.

Der Gerresheimer Klostergarten jedoch hatte beträchtlich gelitten. Nicht alles trieb wieder aus, manches war der Hitze zum Opfer gefallen und würde neu ausgesät und angepflanzt werden müssen. Hier im Damenstift hatten die adeligen Frauen dabei zu helfen. Ob aus freien Stücken oder nur dann, wenn ihre Pfründen bei der Aufnahme in die Gemeinschaft eher bescheiden ausfielen, wusste Jolanda nicht. Sie wusste nur, dass eine von ihnen diesen nervenzerfetzenden Schrei ausgestoßen hatte und jetzt mit fliegendem Habit quer durch den Garten zur Kirche stürzte.

Zu Jolanda, der einzigen Erwachsenen weit und breit. Die Kanonisse selbst war nicht viel älter als ein Kind. Schmale Wangen, sonst wohl rosig, jetzt kreidebleich, riesige blaue Augen, tränenverschleiert.

»Ich weiß nicht, was ich tun soll«, schluchzte sie, kaum dass sie bei Jolanda angelangt war.

»Sammelt Euch erst einmal.« Jolanda ließ ihre Stimme strenger klingen, als es gegenüber einer frommen Dame angemessen wäre, aber ihrer Erfahrung nach brachte man Halbwüchsige am ehesten mit klaren Ansagen zur Raison. Und alle anderen auch. »Was ist denn überhaupt geschehen?«

Das Entsetzen war zu groß, das Mädchen fand keine Worte dafür. Nur ein Wimmern. Dann ein ausgestreckter Zeigefinger irgendwo nach hinten, in Richtung der Pforte.

»Gut. Wir gehen hinüber, und Ihr zeigt mir, was Euch so erschreckt hat.«

»Nein.« Wildes Kopfschütteln. »Ich kann nicht.«

Jolanda zögerte. Dann musste sie allein an jenen Ort, an dem das Grauen wartete.



Falls es dort überhaupt eines gab und die Kanonisse nicht ihrer Einbildungskraft erlegen war. Doch warum sollte sie dem Mädchen eine derart kranke Phantasie unterstellen? Da *musste* etwas sein. Etwas, das diese grenzenlose Furcht ausgelöst hatte.

Jolanda setzte sich in Bewegung, die Knie noch steif vom langen Verweilen in der klammen Kirche. Oder auch, weil ihr die Beklommenheit in den Gliedern saß.

Eine Faust krallte sich in ihren Umhang. »Lasst mich nicht allein.«

»Dann kommt mit.«

Und das tat das arme Wesen. Allein zu bleiben schien noch schlimmer als das, was sie dort drüben erwartete. Was immer die Kirchenoberen auch behaupteten: Es gab Bedrohungen, bei denen der Schutz von Kirchenmauern nicht genügte. Also klammerte sich das Kind an Jolandas Mantel und lief hinter ihr her, und weil sie Angst hatte und nur schleppend vorankam, hatte Jolanda alle Hände voll zu tun, dass ihr der Umhang nicht von den Schultern glitt.

Es waren eigentlich nur ein paar Schritte. Den sauber geharkten Weg entlang bis zu der Mauer, die den Klostergarten umgab. Zu einem Kornelkirschstrauch, der unbeeindruckt von den zurückliegenden Wetterkapriolen direkt neben dem Pförtnerhäuschen blühte.

Der Fuß der Kanonisse stockte.

»Nicht«, weinte sie. »Geht nicht so nah heran. Ich bitte Euch.«

Sie umklammerte Jolandas Arm so fest, dass er sicher ein paar blaue Flecken davontragen würde.

Jolanda blieb stehen. Es ging nicht anders. Erstens hatte sie Angst, und zweitens wollte sie nicht in ein unwürdiges Gerangel mit einem Mädchen geraten, dem das Grausen jetzt wieder die Sprache verschlug.

Dann erkannte sie endlich, warum.

\*\*\*

Conrad Franckh war völlig erledigt.

Eigentlich liebte er harte Verhandlungen, sie forderten ihn heraus, stachelten seinen Ehrgeiz an. Er wollte siegreich aus ihnen hervorgehen, er *musste* siegreich hervorgehen – so viel stand auf dem Spiel. Üblicherweise maß er seine Kräfte mit seinesgleichen. Mit Männern. Gestandenen Männern, häufig älter als er, manchmal gewiefter, immer erfahrener. Die ihm nichts schenkten, denen er es jedoch mit gleicher Münze zurückzahlte, um im Bild zu bleiben.

Mit Amalie von Rennenberg war das eine andere Sache. Erstens war sie eine Frau. Zweitens eine *fromme* Frau, der gegenüber seine Beißhemmung noch größer war. Und drittens war sie eine knallharte Gesprächspartnerin, was er so nicht erwartet hatte. Er hatte eine Zeit lang gebraucht, um sich daran zu gewöhnen und seine Position energischer zu vertreten.

Im Gerresheimer Frauenstift, dem sie als Äbtissin vorstand, lebten adelige Damen, und in der Regel verfügten diese über Vermögen. Geld, das Conrad Franckh haben wollte. Im Gegenzug dafür bot er die herausragend vornehmen Stoffe, für die das Handelsunternehmen seiner Familie bekannt war. Heutzutage nicht mehr allzu bekannt, die Geschäfte liefen nicht gedeihlich. Deshalb suchte Conrad neue Abnehmer. Er hatte gedacht, in noblen Frauengemeinschaften ließen sich solche finden. Sie waren gottesfürchtig, die Damen, die hier eine Heimstatt gefunden hatten, aber sie waren keine Nonnen im eigentlichen Sinne, schworen nicht jedem Besitz ab. Da mochte es doch wohl sein, dass die eine oder andere es weiterhin liebte, sich wenn auch schlicht, so doch bequem zu kleiden. Es mussten ja keine Gold- und Silberbrokate sein, das nicht. Aber dass die Kanonissen mit kratzigen, rasch verfilzenden Wollstoffen oder grob gewebtem Leinen glücklich waren, bezweifelte er. Schmeichelndes englisches Tuch oder wärmender Samt im Winter und kühle, fließende Seide im Sommer mochten ihnen dagegen wohl gefallen.

An Amalie von Rennenberg hatte er sich die Zähne ausgebissen.

»Wir leben hier in Demut vor Gott«, hatte sie gesagt, und prompt war er sich wie der Sünder vorgekommen, der er auch war. »Dann sollten wir auch alle gleich sein. Die eine Dame könnte es sich leisten, die andere nicht. Das gäbe Unfrieden, oder? Das seht Ihr sicher ein.«

Das tat er sogar. Verkauft hätte er trotzdem gern. Doch er hatte keinen Erfolg gehabt, nicht jedes Turnier endete mit einem Sieg. Etwas aufgeschlossener hatte sich dann die Celleraria gezeigt. Conrad war daran gelegen, die Produktpalette des Franckh'schen Handelshauses zu erweitern. Für Stoffe aus dem Luxussegment gab es einfach zu wenig Nachfrage. Also hatte er Wein, Papier und alles, was zur Erstellung von Schriftzeug notwendig war, in sein Sortiment aufgenommen und dachte ernsthaft darüber nach, zusätzlich die Erzeugnisse von Silberschmieden anzubieten.

Wenn man ihn denn ließ. Was vermutlich nicht der Fall war, denn außer ihm fand jeder seine Ideen und Pläne hirnrissig und gefährlich. Neu, was wahrscheinlich der größte Frevel war.

Die Celleraria des Stifts hatte Humor, war aber geizig und beinahe so zäh wie ihre Äbtissin. Glücklicherweise war sie habgieriger. Und sie hatte einen guten Geschmack. Also orderte sie drei Fässer des guten Bordeaux, den Conrad im Angebot hatte, und zwei des wunderbaren Malvasiers aus Kreta. Er hatte gerade überlegt, ob man den Handel mit einer Celleraria durch einen Handschlag besiegelte, als von draußen ein entsetzlicher, markerschütternder Schrei bis in die Tiefen des Vorratskellers drang. Sie hatten sich einen Moment wie erstarrt angeblickt, waren dann ohne ein Wort losgestürmt und suchten den Klostergarten ab nach dem Einzigen, was dessen Ruhe störte.

Neben einer beinahe grell blühenden Kornelkirsche stand eine heulende Kanonisse, an ihrer Seite kniete eine Dame im Dreck und ließ sich vom Regen den pelzverbrämten Umhang durchtränken. Dunkle Strähnen hatten sich aus ihrem Zopf gelöst und flossen ihr in weichen Wellen über den Rücken.

Ein bleierner Himmel lag über dem Ganzen und tauchte

die Szene in mattes, dämmriges Licht. Selbst die Vögel hatten ihren Gesang eingestellt. Bis auf das Schluchzen der Kanonisse war alles still.

\*\*\*

Der Mann lag verdeckt, im Dunkeln, halb unter dem Busch verborgen.

Eine junge, zartbesaitete Kanonisse mochte sich da wohl erschrecken. Ein Mann gehörte nicht in den Klostergarten. Nicht so. Auch wenn er vielleicht nur schlief.

Jolanda verharrte ratlos. Einen schlafenden Fremden zu wecken war heikel. Wahrscheinlich gefiel ihm das nicht. Womöglich wähte er einen Angriff und wehrte sich. Oder er war betrunken und vollends unberechenbar.

Prüfend sog sie die Luft durch die Nase. Kein Anzeichen von schwerem Alkoholdunst. Vielleicht war er übermüdet und schlief deshalb so fest.

In der Kälte, im Nieselregen, in einem Frauenstift unter einem Busch.

Was, wenn alles viel schlimmer war?

Hinter sich vernahm sie heraneilende Schritte. Das Schluchzen der Kanonisse brach ab. Endlich. Es hatte an ihren Nerven gezerrt, dieses Gegreine.

Na gut. Sie wollte es wissen. Jolanda legte ihre Hand auf das ausgestreckte Bein und stieß sacht daran.

Keine Reaktion.

Sie rüttelte etwas beherzter.

Nichts.

»Ich glaube, da bemüht Ihr Euch vergebens.«

Jolanda blickte auf. Hinter ihr stand die Celleraria und runzelte die Stirn. Daneben die Kanonisse mit verheulten Augen, ihre hübschen Sommersprossen stachen wie Tintenkleckse auf den bleichen Wangen hervor. Ein Mann mit wächsernem Gesicht und finster zusammengezogenen Brauen hielt sich im Hintergrund.

»Wir sollten ihn da hinausziehen«, fuhr die Celleraria fort.  
»Dann helf mir, Schwester ...« Beata? Barbara? Jolanda wusste es nicht mehr.

»Agatha. Steht auf. Das kann Mercator Franckh machen.«  
Jolanda erhob sich dankbar und sah zu, wie sich der äußerst unwillig scheinende Franckh nach vorn schob, bückte und dann ohne erkennbare Skrupel tat, wozu die Celleraria ihn berufen hatte.

Es raschelte, es schabte, der Mercator strengte sich an, ächzte laut in der klammen, stillen Luft. Dann lag der Mann vor ihnen, schlammverschmiert, der Rücken übersät mit gelb strahlenden Blüten.

Eine Schaubе mit dachspelzverbrämten Kanten. Unverwechselbar. Niemand, den Jolanda kannte, trug Dachs. Außer einem. Der auch noch fahlblondes Haar besaß, genau wie der Mann, der reglos vor ihnen lag.

»Dreht ihn um.« Ihre Stimme klirrte ein bisschen.

Der Mercator zögerte einen spürbaren Moment. Dann tat er wie geheißен.

Der Kopf des unzweifelhaft toten Mannes klappte nach hinten, seinen Hals teilte quer ein klaffender Schnitt.

»Lieber süßer Jesus«, hauchte die Celleraria erschüttert. Der Kanonisse sackten die Beine weg, und sie stützte sich schwer auf Jolandas Schulter. Der Mercator trat einen großen Schritt zurück.

Jolanda erhob sich. Vor ihr lag Walther von Doncerbosch und starrte blicklos in den bleigrauen Himmel.

## 2. KAPITEL

Sie hatte eine Lösung ihrer Probleme finden wollen. Was sie jedoch gefunden hatte, war Doncerbosch.

Er lag im Dreck, dort, wohin sie ihn im Geheimen gewünscht hatte.

Und er war tot, was sie sich nicht gewünscht hatte, denn das war gar zu drastisch. Dennoch war das erste Gefühl, das Jolanda überflutete, grenzenlose Erleichterung. Sie würde sich ihr Leben lang dafür schämen.

Dann zerbrach die Stille. Eilige Schritte, Stimmen, Geraune, ein unterdrückter Ausruf.

Um nichts in der Welt hätte sie Doncerbosch berührt. Jolanda blickte sich um.

»Was machen wir denn jetzt?«, fragte sie an niemand Bestimmten gewandt.

Die Celleraria war nicht so zartbesaitet. »Das geht nicht, dass der hier herumliegt und mir die Damen verstört.«

Die am Tatort aufgetaucht waren und verschiedene Abstufungen von Verstörtheit erkennen ließen. Einige wirkten ehrlich erschüttert, andere ängstlich. Es gab auch Augen, in denen nur die Neugier lauerte. Jolanda verschränkte die Arme vor ihrem fröstelnden Leib.

»Es wäre am besten, wenn ... der Mann irgendwo aufgebahrt würde, wo er nicht für so viel Aufsehen sorgt«, sagte sie an den Mercator gewandt, der immer noch bei ihnen stand, aber so aussah, als wüsche er sich meilenweit fort. »Den Kanonissen ist das nicht zuzumuten, und ich fasse ihn auf gar keinen Fall an.« Sie merkte selbst, wie trotzig das klang. Allerdings schaffte sie es nicht, sich einen gelasseneren Anstrich zu geben. »Ich bin nicht stark genug, um einen ausgewachsenen Mann zu schleppen«, fügte sie lahm hinzu.

Der Mercator zog die dichten Brauen hoch, was ihm einen ausgesprochen arroganten Zug verlieh.

»Nichts da. So geht das nicht.« Ein Büttel der Stadt drängte sich jetzt durch das Grüppchen der frommen Damen, die auseinanderflatterten wie eine Schar Hühner. »Ich muss das melden. Der kann nicht so einfach weggebracht werden.«

»Wem wollt Ihr es denn anzeigen?«, fragte die Cellararia, und es war ihr anzusehen, wie sehr ihr das Ganze widerstrebte.

Der Büttel kratzte sich am Schädel. So einen Fall hatte er auch nicht alle Tage. »Erst mal dem Richter vom Amt Mettmann. Der ist nicht zuständig, aber er wird wissen, was zu tun ist. Und wir haben Glück, er ist gerade bei den Franziskanern drüben, und ich kann ihn holen. Ich *werde* ihn holen.« Der Büttel ließ einen strengen Blick über die kleine Schar vor ihm wandern. Wahrscheinlich genoss er seinen Auftritt aus vollem Herzen. »Ihr werdet hier nichts anfassen. Niemand von Euch. Klar?«

Eine der Damen wich zurück und trat einer anderen dabei empfindlich auf die Zehen, ein unterdrückter Jammerlaut war zu hören. Ein paar andere schüttelten den Kopf. Die meisten sahen sonst wohin, nur nicht zum Büttel. Der war ein einfacher Mann, aber anscheinend nicht dumm.

»Ihr werdet dafür sorgen«, befahl er der Cellararia. »Ich verlasse mich auf Euch.«

Sie zögerte, dann nickte sie unwillig. Eigentlich hatte ein Angestellter der Stadt auf dem Boden des Stifts nicht viel zu sagen. Andererseits wäre es dumm gewesen, ihn und damit die Obrigkeit gegen sich aufzubringen, indem man die simpelste Mithilfe bei der Aufklärung dieses abscheulichen Verbrechens verweigerte.

»Gut.« Der Büttel nickte der Cellararia zu. »Bin gleich wieder da. Ihr rührt Euch nicht von der Stelle.«

Das brachte Jolanda auf einen Gedanken. Sie wollte auf gar keinen Fall zugegen sein, wenn die Ermittlungen aufgenommen wurden, hatte nicht die allergeringste Lust, zu den Ereignissen befragt zu werden. Ganz besonders wollte sie keine Auskunft über ihre Beziehung zu dem Toten geben.

»Ich muss nach Düsseldorf zurück«, sagte sie in möglichst resolutem Tonfall, sobald der Stadtdiener verschwunden war.

»Dann geht mit Gott«, erwiderte die Celleraria grimmig und stemmte die Fäuste in ihre nicht vorhandene Taille. »Ihr anderen kehrt zurück in Eure Kammern. Du nicht«, wies sie die Kanonisse an, die den Toten gefunden hatte. »Du wartest mit mir, bis der Büttel zurückkehrt und uns die Sache abnimmt.«

Genau das war der Moment, in dem sie selbst schon weit weg sein wollte. Jolanda raffte ihren Umhang enger um den Leib, nickte zum Abschied unbestimmt in die Runde und wandte sich ab.

»Ich begleite Euch«, sagte eine kühle Stimme hinter ihr.

Der Mercator. Wie hieß er noch gleich? Eigentlich wollte sie es gar nicht wissen.

»Das ist nicht nötig.«

Er hob die Schultern. »Hoffentlich nicht.«

»Wie bitte?«

»Ich begleite Euch zu Eurem Schutz und hoffe gleichzeitig, dass Ihr keinen benötigt.«

»Ich kann ganz gut selbst auf mich aufpassen.«

Jolanda wollte keine Begleitung. Sie wollte auch niemanden in der Nähe haben, der das Ganze mitbekommen hatte. Sie wollte allein sein und darüber nachdenken, was Doncerboschs Tod für Konsequenzen haben würde. Für sie. Natürlich auch für Wilhelm und das Herzogtum, aber vor allem für sie.

»Davon bin ich überzeugt.« Entweder er verspottete sie, oder er war es tatsächlich. Jedenfalls lief er unverdrossen neben ihr her. »Trotzdem halte ich es für besser, wenn Ihr nicht allein unterwegs seid. Es ist kein Katzensprung nach Düsseldorf. Wo genau müsst Ihr denn hin?«

»Zum Schloss. So weit ist es gar nicht. Ich benötige keine Eskorte.«

»Dann gewährt Ihr mir eben Euren Schutz.«

»Ihr seid ein Spaßvogel.«

»Aber kein Narr.«

Hoffentlich nicht. Jolanda schwieg, bis sie neben Cassandra stand, die sich ungeachtet der Vorkommnisse ruhig und friedlich an dem spärlichen Gras satt fraß. Jolanda selbst war



so angespannt, dass sie das Gefühl hatte, nie wieder in ihrem Leben einen Bissen hinunterbekommen zu können.

»Ich würde wirklich lieber allein reiten«, versuchte sie es noch einmal.

Der Mercator blieb stehen. »Ihr seid recht widerspenstig«, stellte er fest. »Habt Ihr vergessen, dass Ihr vor Kurzem einen Mann gefunden habt, der auf äußerst brutale Weise ermordet wurde? Und habt Ihr schon einmal darüber nachgedacht, dass sein Mörder frei herumläuft? Dass niemand weiß, was er als Nächstes vorhat und ob seine Mordlust bereits befriedigt ist? Aber bitte. Ich will Euch nicht zur Last fallen. Wenn Ihr lieber allein durch die Wälder streift, dann macht das ruhig.«

Jolanda schwieg einen Moment. Sie hatte tatsächlich nicht weiter gedacht als bis zu dem Punkt, diesen Ort möglichst schnell und möglichst unauffällig zu verlassen. Dass sie selbst in Gefahr schweben könnte, war ihr überhaupt nicht in den Sinn gekommen.

»Was ist denn Euer Ziel?«, erkundigte sie sich zögernd.

»Nicht ganz das Schloss.« Ausdruckslose Miene, ebensolche Stimme. »Der Burgplatz. Wir haben also ohnehin denselben Weg.«

Jolanda schwang sich in den Sattel, und Cassandra schnaubte erfreut. Sie war satt, das Stück Wiese vor ihrer Nase abgegrast, und sie sehnte sich nach ihrem Stall.

»Dann kommt«, sagte Jolanda zu dem Mercator. »Und wie heißt Ihr noch mal?«

\*~\*~\*

Eigentlich hatte Conrad nicht die allergeringste Lust, diese Dame nach Hause zu geleiten, aber da war das deutliche Gefühl, er könne sich nicht aus der Verantwortung stehlen.

Gut, er war bloß Kaufmann und kein Ritter – obwohl deren Welt bei Gott auch aus den Fugen geraten war –, und doch hatte er genug Ehre im Leib, um eine Frau nicht ihrem Schicksal zu überlassen.

Er lenkte seinen Wallach neben die zierliche Fuchsstute, die Talos noch grobknochiger wirken ließ als ohnehin schon. Das passt, dachte er säuerlich. Elegante Frau, elegantes Tier. Neben ihm ritt Klasse. Und Geld.

An Geld würde er schon noch kommen. Ob er Klasse besaß – diese Frage stellte sich nicht.

»Ich habe mich Euch vorgestellt, und nun wisst Ihr, wen Ihr an Eurer Seite dulden müsst«, bemerkte er. »Es wäre überaus hilfreich für unsere Unterhaltung, wenn ich ebenfalls wüsste, mit wem ich es zu tun habe.«

Sie sah nicht im Mindesten so aus, als sei ihr an einem Gespräch gelegen. Aber Klasse war in der Regel gepaart mit einer hervorragenden Erziehung.

»Jolanda von Auerbroich.«

»Und was hat Euch nach Gerresheim geführt, Jolanda von Auerbroich?«

Er wollte es wirklich gern wissen, merkte er. Ganz sicher plante sie nicht den Eintritt in ein Damenstift, so sah sie einfach nicht aus. Auch schien sie niemanden besucht zu haben. Jedenfalls war sie ganz allein gewesen, und keine Sterbensseele hatte sich angesichts der entsetzlichen Umstände an ihre Seite gestellt. Was also hatte sie in diesem Garten gesucht?

Sie wandte sich ihm nicht zu, sondern sah stur auf die Pferdeohren vor ihr. »Ich bin gern dort. Innere Einkehr, wisst Ihr.«

»In Düsseldorf lässt sich die nicht finden?«

Nun blickte sie ihn doch an. Conrad stellte fest, dass ihre Wangen blass waren und die dunklen Augen von einem sorgenvollen Ausdruck umschattet wurden.

»Nicht wirklich«, sagte sie. »Bei Hof ist man niemals wirklich allein.«

Conrad nickte. »Ich weiß. Gerade jetzt vor dem Aufbruch Herzog Wilhelms geht es zu wie in einem Ameisenhaufen.« Das war Teil seines Problems. Niemand interessierte sich auch nur im Allergeringsten für sein Anliegen.

Er hätte nicht zu sagen gewusst, woran genau er es erkannte, aber etwas änderte sich an Dame von Auerbroichs Erschei-

nung. Vielleicht kehrte Farbe in ihre Wangen zurück, möglich auch, dass in ihrem Blick Hoffnung aufkeimte.

»Richtig«, sagte sie versonnen. »Die Reise nach Frankreich. In ein paar Tagen geht es los.«

Conrad hatte keine Lust, ihr zu erklären, wie unangenehm genau das für ihn war.

»Ich denke nicht, dass Doncerboschs Tod die Reise verzögern wird«, sagte er.

Ohne zuvor nachzudenken, leider. Denn Jolanda von Auerbroich war offenbar eine gescheite Frau, und zuhören konnte sie auch.

»Ihr kanntet ihn«, rief sie aus. »Ihr *kanntet* Doncerbosch. Woher?«

Es wäre angemessen gewesen, sich auf die Zunge zu beißen oder eine Ohrfeige zu verpassen. Stattdessen griff Conrad zu der unverbindlichsten Aussage, die ihm einfiel.

»Geschäftsbeziehungen«, erläuterte er knapp. Das war nicht einmal gelogen. Nicht komplett gelogen jedenfalls.

»Ach. Mit was handelt Ihr denn, was einen Doncerbosch interessieren könnte?«

»Mit allem, was ein feiner Herr für sein verwöhntes Leben benötigt«, erwiderte Conrad, und wo *das* herkam, wusste er tatsächlich nicht. Er lebte von feinen Herren – und Damen –, derartig zänkische Bemerkungen waren nicht nur dumm, sondern geradezu fahrlässig, wenn eine potenzielle Kundin zugegen war. Denn Jolanda von Auerbroich war genau das: exquisit, vermutlich reich und ganz bestimmt verwöhnt. Und eine Abnehmerin seiner Waren, wenn er es geschickt anstellte.

Allerdings schien sie von seiner Äußerung nicht irritiert zu sein. »Fein. Aha. Wenn Ihr Doncerbosch so nennen wollt«, sagte sie und klang nicht weniger zänkisch als Conrad zuvor.

So war das also. Interessant. Sehr interessant. »Ihr kennt ihn ebenfalls. Doncerbosch, meine ich. Richtig?«

Sie zögerte kurz. Falls sie überlegte, ob es sich lohnte, zu lügen, so entschied sie sich jedenfalls dafür, bei der Wahrheit zu bleiben.

»Ja, ich kannte ihn. Nicht gut. Noch nicht.«

»Wie erfreulich für Euch, dass Ihr nicht mehr in die Bre-douille kommen werdet, ihn besser kennenlernen zu müssen. Egal, was Herzog Wilhelm von ihm hält, Doncerbosch war kein angenehmer Zeitgenosse. Ich weiß, es schickt sich nicht, es zu sagen – im Grunde benehme ich mich wirklich unmöglich –, aber die Welt wird nicht ärmer dadurch, dass Walther von Doncerbosch nicht mehr auf ihr weilt.«

Jolanda von Auerbroich räusperte sich. Dann hob sie auf eine berückend graziöse Weise die Schultern und vollführte eine wegwerfende Handbewegung. »Ihr werdet es über kurz oder lang ja doch erfahren. Der von Euch so warmherzig gerühmte Walther von Doncerbosch war mein Verlobter.«

»Ach du liebe Zeit.« Conrad war ehrlich zerknirscht. »Da bin ich ja wohl mit beiden Füßen in das größte Fettnäpfchen gesprungen, das in diesen Wäldern herumsteht. Ich bitte Euch aufrichtig um Verzeihung.«

Genau in diesem Moment ging ein Schauer kühler Regentropfen auf ihn nieder, weil Talos einen tief hängenden Ast gestreift hatte. Gut. Er hatte es nicht anders verdient.

»Die Mühe könnt Ihr Euch sparen«, erklärte Dame von Auerbroich in schönster Offenheit. »Ich habe gesagt, ich war mit ihm verlobt. Nicht, dass ich ihn liebte. Ich konnte ihn nicht ausstehen. Hatte ich das nicht erwähnt?«

»Bisher nicht.«

Erleichterung strömte in Conrads Herz. Er hätte sie nicht gern gekränkt. Jolanda von Auerbroich war eine sehr anziehende Frau, hatte sich im Griff, war ungekünstelt und ehrlich. Jedenfalls erweckte sie den Eindruck. Vielleicht war der genauso vorgetäuscht wie bei ihm selbst. Denn Conrad war alles andere als ehrlich. Aber nie und nimmer wäre er vor ihr damit herausgeplatzt, was tatsächlich mit ihm los war.

»Na ja, ich gebe zu – aber nur hier, wenn Ihr mich bei Hofe darauf anspricht, werde ich erstaunt tun und es leugnen –, aber ich bin heilfroh, dass der Kelch dieser Ehe an mir vorübergeht.«

»Wer wollte sie denn so unbedingt, diese Hochzeit?«

»Mein Vater. Und Doncerbosch ebenfalls. Erstaunlicherweise.«

»Mich verwundert das nicht im Mindesten.« Conrad verbeugte sich mit aller Galanterie, zu der er fähig war. Jolanda von Auerbroichs Mundwinkel zuckten amüsiert, offenbar war er nicht ganz so perfekt in höfischem Gebaren, wie er angenommen hatte. Unbeirrt fuhr er fort: »Ich wünsche Euch jedenfalls von Herzen, dass Euer Vater keine weiteren unangenehmen Überraschungen für Euch bereithält.«

»Daran hatte ich noch gar nicht gedacht. Ich bin mir nicht sicher, ob ich Euch dankbar sein soll, dass Ihr mir diese Erkenntnis eröffnet habt.«

»Ich mache anscheinend eine ganze Menge falsch bei Euch«, bemerkte Conrad ehrlich betrübt.

Sie lächelte. »So schlimm ist es nicht. Ihr habt ja auch vollkommen recht. Es ist besser, wenn ich mich wappne. Vielleicht gelingt es mir so, meinen Vater in Schach zu halten.«

Inzwischen waren sie am Flinger Tor angekommen, das trutzig und wehrhaft den östlichen Eingang der Stadt bewachte. Es herrschte eine Menge Betrieb, ein halbes Dutzend Waffenknechte wuselte herum und hantierte mit martialisch aussehenden Hakenbüchsen. Im Erdgeschoss des Torturmes war die städtische Rüstkammer untergebracht.

Ganz unvermittelt war Jolanda von Auerbroichs Miene wieder glatt und undurchschaubar.

»Von nun an komme ich allein zurecht. Ich danke Euch, dass Ihr mich sicher zur Stadt geleitet habt«, sagte sie höflich.

Höflich und unpersönlich. Conrad fand das kränkend. Als hätte ihm jemand die Freundschaft aufgekündigt.

»Das war doch selbstverständlich«, erwiderte er formvollendet, so gehörte es sich eben. Im Grunde sollte er froh sein, dass sie so deutlich die Tür ins Schloss warf. Das Visier hinterließ, keine Verbindung mit ihm wünschte, keine Verbrüderung. Er durfte regelrecht dankbar dafür sein, dass ihn das Fräulein abservierte.

Denn nichts, was ihn in Verbindung mit Doncerbosch brachte, konnte gut für ihn sein.

\*\*\*

Es war ein bisschen unhöflich, wie sie den Mercator hatte stehen lassen. Aber Jolanda verspürte wenig Drang, zum Gegenstand des allgemeinen Geredes – und Gespöts – zu werden, und fand es geschickter, den Hof ohne Begleitung zu betreten. Außerdem verlangte es sie sehr dringend nach Ungestörtheit, dann ließ sich besser nachdenken. Gemeinsam mit Franckh war es zu leicht gefallen, über Doncerbosch zu reden, als ginge sie das Vorgefallene nicht wirklich etwas an, und es war einfach gewesen, die möglichen Konsequenzen in den Hintergrund zu schieben. So, als wäre sie nicht wirklich betroffen.

Doch das traf ganz gewiss nicht zu.

Denn plötzlich war sie wieder eine junge Frau – nicht mehr ganz so jung, immerhin schon vierundzwanzig – ohne Aussicht auf eine günstige Verbindung. Das hatte seine guten und seine schlechten Seiten. Die gute war, dass sie Doncerbosch ohne eigenes Zutun losgeworden war. Die schlechte, dass ihr Vater nun hektisch nach einem neuen Kandidaten suchen würde, damit sie nicht übrig und ihm auf der Tasche liegen blieb. Spätestens wenn das Ende des gebärfähigen Alters nahte, ließ sich eine Frau nicht mehr unter die Haube bringen, das war Jolanda klar. Hatte Hermann von Auerbroich den Eindruck, er müsse sich bei der Suche beeilen, konnte nichts Vernünftiges dabei herauskommen.

Sie würde mit ihm reden. Wieder einmal. Unwahrscheinlich, dass er ihre Einwände berücksichtigen würde, er tat es nie, aber versuchen sollte sie es. Jolanda atmete tief durch und ritt langsam auf das Schloss zu, das gut gesichert durch Tor, Zugbrücke und Graben vom Burgplatz und der Stadt getrennt lag. Und weil heute nichts, aber auch gar nichts glattlaufen wollte, tänzelte, kurz bevor sie unauffällig in den Weiten des

Geländes verschwinden konnte, Blanchefleur aus dem Gebäude, das der Unterbringung des Gesindes vorbehalten war.

Nicht, dass Blanchefleur tatsächlich zum Gesinde gehörte. Allerdings auch nicht zum Hofstaat, jedenfalls nicht in der üblichen Art und Weise. Sie war das Liebchen des Herzogs, und weder sie noch er machten einen Hehl daraus. Nun gut, der Herzog war ein Mann, ein junger dazu, und wenn man dem Munkeln Glauben schenkte, fanden Männer so etwas notwendig. Jolanda hatte nur eine vage Vorstellung, um was genau es sich dabei handelte, aber so viel anders als bei Hunden und Pferden würde es ja wohl nicht sein. Sie schüttelte sich sachte und überlegte, wie sie am besten an Blanchefleur vorbeikam, ohne diese zu brüskieren. Sie war nur eine Mätresse, aber nahe genug am Herzog, um ihm Gift ins Ohr zu träufeln, wenn ihr danach war. Besser, ihr keine Munition zu verschaffen. Besser vor allem in der derzeitigen Situation.

Außerdem hatte Blanchefleur sie längst entdeckt und kam freudestrahlend auf sie zu.

»Jolanda, wie schön, Euch zu sehen«, zwitscherte sie. Blanchefleur zwitscherte immer und war auch stets guter Stimmung. Vielleicht musste sie das, um den Herzog bei Laune zu halten.

Hoffentlich – hoffentlich! – hatte sie Conrad Franckh nicht gesehen. Mit einem anderen als ihrem Verlobten traulich durch die Stadt zu schlendern bot schon Grund genug für Getratsche. War nämlichem Verlobten unter ungeklärten Umständen just das Lebenslicht gelöscht worden, waren die wildesten Spekulationen geradezu ein Muss für die gelangweilte Hofgesellschaft. Eilig, dies aber möglichst gelassen, stieg Jolanda von Cassandras Rücken, ergriff die Zügel und marschierte an Blanchefleurs Seite und mit einem Nicken zur Torwache über die Brücke auf den Innenhof des Schlosses, auf dem wie zu beinahe jeder Zeit reger Betrieb herrschte.

»Ich bin so aufgeregt wegen der Reise nach Frankreich, Jolanda, Ihr nicht?«, plapperte Blanchefleur. »Ach was, Ihr bestimmt nicht. Eine Dame wie Ihr seid solche Reisen gewohnt, oder?«

»Nein«, widersprach Jolanda wahrheitsgemäß. »Da gibt es eine Menge Neues auch für mich. Es ist die erste Fernreise, die ich antrete, und auch das erste Mal, dass ich als Hofdame einer Hochzeit beiwohne, bei der das Brautpaar sich nicht kennt.«

Ein wenig spät fiel ihr ein, dass dies womöglich ein bitteres Thema für Blanchefleur war, und es tat ihr leid. Das Mädchen war nicht von Stand, aber ein nettes Ding. Auch wenn Jolanda es vielleicht nicht überall und vor jedem geäußert hätte, mochte sie Blanchefleur eigentlich ganz gern.

Gekränkt fühlte sie sich anscheinend nicht. »Ach, das wird schon werden«, sagte sie munter. »Sie ist doch noch so klein, diese Jeanne. Da wird Wilhelm sie behandeln wie ein großer Bruder. Das hoffe ich jedenfalls. Übrigens nicht für mich, falls Ihr das meinen solltet.« Sie lachte unbefangen, und Jolanda fragte sich, ob sie nur so tat oder ob es wirklich so einfach für sie war.

»Ich bin froh, dass wir zusammen reisen«, sagte sie in einer plötzlichen Aufwallung, und das stimmte tatsächlich. »Es ist leichter mit einer Frau an der Seite, findet Ihr nicht?«

Blanchefleur lächelte unbestimmt, und Jolanda fiel auf, dass sie vermutlich etwas Dummes geäußert hatte. Blanchefleur *lebte* von Männern, Frauen spielten bei ihr sicher nur eine untergeordnete Rolle. Oder sie sah sie als Konkurrenz. Nicht in meinem Fall, dachte Jolanda. Zwischen ihnen lagen Welten.

»Hat sich Herzog Wilhelm denn entschieden, wann wir aufbrechen?«, fragte sie. Blanchefleur würde es ebenso gut wissen wie Kanzler Ghogreff.

Und richtig.

»Nächste Woche«, zwitscherte sie, und ihre Augen leuchteten noch blauer als sonst. »Donnerstag. Meint Ihr, ich bin richtig gekleidet für solch eine Reise?«

Auf jeden Fall. Wilhelm würde sie wohl kaum mit an den Tisch des französischen Königs laden. Und im Bett benötigte sie nicht allzu viel an verhüllendem Stoff. Trotzdem. Vielleicht machte sie sich größere Sorgen, als sie nach außen zugab.

»Wisst Ihr was, Blanchefleur? Kommt doch morgen oder



übermorgen zu mir, und wir sehen, ob ich Euch nicht etwas von meinen Gewändern überlassen kann. Dann seid Ihr gut gerüstet.«

Blanchefleurs Züge verloren das Lustige. »Das würdet Ihr wirklich tun?« Selbst ihre Stimme hatte das Tirilieren eingestellt.

»Warum nicht?« Jolanda merkte, dass es ihr keinerlei Mühe bereitete, nett zu dem Mädchen zu sein. Sie hatte es bestimmt nicht immer leicht, keine Frau, die sich ein geordnetes Leben erwirtschaften konnte, wurde Mätresse. »Ich bin ein bisschen größer als Ihr. Wenn Ihr rechtzeitig kommt, kann Susanna noch dies und das abändern, damit es Euch passt.«

Blanchefleur wirkte wie betäubt. Dann riss sie sich zusammen. »Gut. Ich komme dann gleich morgen. Vormittags. Ist das recht?«

Sie zwitscherte wieder, und Jolanda konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, als sie nickte.

»Ach, und Dame Auerbroich«, Blanchefleur berührte federleicht ihre Hand. »Danke.«

\*\*\*

Die Kanzlei war im Nordflügel untergebracht und platzte längst aus allen Nähten. Besonders jetzt.

Jeder, der an diesem Hof etwas zu sagen hatte, war da. Kanzler Johann Ghogreff natürlich, sein Vize Johann von Vlatten. Selbstverständlich Heinrich Bars, der aus Gründen, die Lukas nicht kannte, Olisleger genannt wurde und als clevischer Kanzleiverweser über alldem hier gebot. Die Junggrafen, die Herzog Wilhelms ständige Entourage bildeten. Und, was Lukas besonders bemerkenswert fand, der gelehrte Doctor Hermann Cruser, der normalerweise ausschließlich mit dem Herzog und Ghogreff verhandelte und sich zum gemeinen Kanzleifußvolk nicht herabließ, zu dem Lukas Brunner selbst gehörte. Und zwar seit gar nicht mal so langer Zeit.

Vor weniger als einem Jahr hatte er sein geliebtes Köln

verlassen. Er hatte nie gewagt, seinen Träumen zu folgen und eine der berühmten Universitäten im Ausland zu besuchen, Paris etwa oder Bologna, doch die Zeit in der großen Stadt rheinaufwärts hatte er aus vollem Herzen genossen. Acht Jahre war er dort gewesen, zunächst als Studiosus, dann als Magister an der juristischen Fakultät, hatte seine Lehrtätigkeit geliebt und war mit Feuereifer bei der Sache gewesen. Bis dann irgendwann sein Vater verlangte, er müsse sich der Wirklichkeit stellen, seine wenigen Verbindungen nutzte und den Sohn in der herzoglichen Kanzlei unterbrachte. Aus der Traum vom Dokortitel, aus der Traum von der Wissenschaft.

Jetzt war Lukas hier, ein kleines Licht in einer vor Arbeitsüberlastung vibrierenden Kanzlei, und kratzte Schriftsätze aufs Papier wie der dümmste Kopist.

Johann Ghogreff donnerte mit der Faust auf den Tisch, und sämtliche Gespräche erstarben wie abgeschnitten. Der Kanzler war ein äußerst durchsetzungsfähiger Mann.

»Meine Herren«, begann er, und Lukas bemühte sich, noch etwas unauffälliger mit dem Schatten der Türleibung zu verschmelzen. Er war kein Herr. Er war nicht viel mehr als ein Schreiber. Doch um nichts in der Welt hätte er diesen Raum verlassen mögen. Etwas Ungeheuerliches bahnte sich an, es war beinahe zu greifen. Er wollte aus erster Hand erfahren, worum es sich handelte.

»Ich will nichts beschönigen und auch nicht lange darum herumreden«, sagte Ghogreff und verschränkte fest die Hände miteinander. Lukas fiel auf, dass Doctor Hermann Cruser zum wiederholten Mal ein Seidentüchlein aus dem Ärmel zog und sich die Stirn abtupfte. Dabei starrte er den Kanzler an, als sei er der Leibhaftige. »In Kürze wird es ohnehin jeder erfahren«, fuhr Ghogreff fort und atmete tief ein. »Der von uns allen so hochgeschätzte Walther von Doncerbosch weilt nicht mehr unter uns. Er fiel einem grausamen Verbrechen zum Opfer.«

Die Versammlung versteinerte, alle stierten geschockt auf den Kanzler.

Auf keinen Fall wurde Doncerbosch von jedem hier hoch-

geschätzt. Von Lukas jedenfalls nicht. Doncerbosch war nie anders als hochfahrend und arrogant gewesen. Außer zu Leuten, vor denen er in einem günstigen Licht dastehen wollte. Leuten wie Johann Ghogreff zum Beispiel. Wirklich erschüttert schien dieser allerdings auch nicht zu sein, und wenn doch, verbarg er seine Tränen gut hinter einem strengen Blick.

»Wir, das soll heißen, Doctor Cruser«, erneut kam das Seidentüchlein zum Einsatz, »Vlatten, Marschall van Rossum und ich, haben mit Herzog Wilhelm die Lage besprochen, denn es ist Eile geboten.«

Natürlich. In etwa einer Woche sollte der Herzog mit seiner Entourage die brisante Reise nach Frankreich antreten, wo er die Nichte des französischen Königs François zu heiraten gedachte. Eingefädelt hatte diesen Kuhhandel auf französischer Seite Hermann Cruser. Und auf der hiesigen der Xantener Diplomat Walther von Doncerbosch.

Pikant. Sehr pikant.

»Wir sind der Meinung, dass zu dem unermesslich großen menschlichen Verlust nicht auch noch ein politischer Schaden hinzukommen sollte.« Ghogreffs Miene blieb ausdruckslos. »Die Reise wird wie geplant stattfinden. Nur ohne Doncerbosch. Möge er in Frieden ruhen.«

Das sollte man ihm wünschen. Im Leben hatte er wohl nicht viel davon verspürt, andernfalls wäre er nicht derart biestig gewesen. Lukas' Gedanken schweiften ab. Die Information war draußen, die Sensation lag auf dem Tisch. Jetzt konnten alle wieder an die Arbeit gehen. Er für sein Teil hatte jedenfalls noch jede Menge zu tun.

Ghogreff war indes noch nicht fertig. »Selbstverständlich muss dieser feige Mord aufgeklärt und der Frevler seiner gerechten Strafe zugeführt werden.«

Sicher. Er musste verurteilt, geschunden und gehängt werden. Als Jurist war Lukas da ganz einer Meinung mit Ghogreff. Allerdings beschäftigte ihn mehr das Grollen in seinem Magen, von dem er fürchtete, man könne es im ganzen Raum hören. Er hatte es heute noch nicht geschafft, etwas zu sich zu

nehmen. Am Morgen hatte er verschlafen, was ihm hie und da widerfuhr, und später dann die Kanzlei nicht verlassen wollen. Zu diesem Zeitpunkt hatte sie vor Gesumm und Getuschel förmlich gebebt, und er war ganz sicher gewesen, dass etwas vorgefallen war. Irgendetwas, von dem er herausfinden wollte, was es war.

Nun wusste er es, und sein Hunger meldete sich mit Macht zurück.

»Wir haben beschlossen, einen unserer Juristen mit der Ermittlung zu beauftragen. Er soll den Fall aufklären, möglichst schnell und möglichst geräuschlos. Unsere Wahl ist dabei auf Lukas Brunner gefallen. Die anderen Herren werden gebeten, sich wieder an ihre Arbeit zu begeben. Brunner, wenn Ihr bitte mit mir kommen wollt, wir werden Euch jetzt genau instruieren, was Ihr zu tun habt.«